



_ute/s/ Schreiben

Ute Beiglböck (Universität Klagenfurt)

Abstract:

Meine geschriebenen Worte wurden weggebracht. Sind im Schlund verschwunden, hinter sanft quietschenden, knallgelben beweglichen Metallplatten. Dort sind sie hindurchgerutscht, hinein in den Bauch. Wurden vermutlich einmal gelesen und liegen jetzt in Laden, Schachteln, größeren Umschlägen, Schuhkartons, Mappen, unter Staub, vielleicht gesammelt und sortiert, vielleicht willkürlich zusammengeworfen mit den Worten anderer. Ich werde sie vielleicht nie wieder lesen. Höchstwahrscheinlich sogar. Denn sie gehören nicht mehr mir. Sie haben oft auch nie mir gehört. Diese Worte waren immer für jemand anderes gedacht. Waren Botschaften, Floskeln, Banalitäten, Höflichkeiten, Plattitüden, Phrasen, Reaktionen, Berichte, Antworten – so oft waren es Antworten. Ausstehende Antworten. Und Grüße. Waren Beziehungen. Ja, die meisten meiner geschriebenen Worte waren analoge Stimmungsbarometer und Kommunikationskanäle und Beziehungen.

Keywords: Autoethnographie

Empfohlene Zitierweise:

Beiglböck, U. (2025): _ute/s/ Schreiben. zisch: zeitschrift für interdisziplinäre schreibforschung, 13, 39–47. DOI: <https://doi.org/10.48646/zisch.251304>



Lizenziert unter der CC BY-SA 4.0 International Lizenz.

Dieses Werk ist lizenziert unter einer [Creative Commons Namensnennung - Share Alike 4.0 International Lizenz](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/) zugänglich.

ISSN: 2709-3778

_ute/s/ Schreiben

Ute Beiglböck (Universität Klagenfurt)

Meine geschriebenen Worte wurden weggebracht. Sind im Schlund verschwunden, hinter sanft quietschenden, knallgelben beweglichen Metallplatten. Dort sind sie hindurchgerutscht, hinein in den Bauch. Wurden vermutlich einmal gelesen und liegen jetzt in Laden, Schachteln, größeren Umschlägen, Schuhkartons, Mappen, unter Staub, vielleicht gesammelt und sortiert, vielleicht willkürlich zusammengeworfen mit den Worten anderer. Ich werde sie vielleicht nie wieder lesen. Höchstwahrscheinlich sogar. Denn sie gehören nicht mehr mir. Sie haben oft auch nie mir gehört. Diese Worte waren immer für jemand anderes gedacht. Waren Botschaften, Floskeln, Banalitäten, Höflichkeiten, Plattitüden, Phrasen, Reaktionen, Berichte, Antworten – so oft waren es Antworten. Ausstehende Antworten. Und Grüße. Waren Beziehungen. Ja, die meisten meiner geschriebenen Worte waren analoge Stimmungsbarometer und Kommunikationskanäle und Beziehungen.

Was war zuerst da – der Brief oder das Briefpapier? Meine Worte oder die Worte, die an mich gerichtet wurden? Huhn oder Ei. Ich kann mich tatsächlich nicht mehr erinnern „wie alles begann“, aber irgendwann hat alles begonnen und nie wieder aufgehört. So wie ab der ersten Anmeldung einer eigenen E-Mail-Adresse dieser Kommunikationskanal auch nie versiegen wird. Ich werde noch nach meinem Tod E-Mails bekommen. Elektronische Briefe. Wahrscheinlich auch noch den ein oder anderen analogen Brief. Und irgendwo anders liegen für die Dauer eines Lebens und darüber hinaus meine geschriebenen Worte, die wohl nicht mehr allzu oft gelesen werden.

Liebe Person

Floskelhafte Einstiegsfrage.

Entschuldigung für verzögerte Respondenz.

Lebensbericht und Information des Ist-Zustands

Erläuterung geistiger Gemütszustände.

Rückfall auf dialektale und umgangssprachliche Ausdrucksweise bei emotionalisierten Ereignissen.

Eingestreute graphische Emotionsdarstellungen mittels Satzzeichen.

Reaktion auf direkte Fragestellung.

Korrekturen durch Streichung.

Rückseite.

Wiederholung des Schemas mit Varianzen.

Neues Blatt.

Wiederholung des Schemas mit Varianzen.

Rückseite.

Wiederholung des Schemas mit Varianzen.

Fortführung des Prozesses bis alles Mögliche und Nötige und Nichtnötige niedergeschrieben wurde.

Einleitung der Verabschiedung mangels Platz und/oder weiterer inhaltlicher Ideen. Dies auch schriftlich festhalten.

Formelle oder informelle Grüße.

Vornamliche Unterschrift.

PS: Minimum einmalig.

Steigerung: PPS.

PPPS.

PPPPS. Selbsterdachte Vervielfachungsstrategie, die nur auf der Vermehrung des Buchstaben Ps basiert.

Ich glaub, es war meine Wiener Omi. Oder ein Kind meiner Zeit. Brieffreundschaften waren en vogue. Jede *Spatzenpost*, jedes *Kleine Volk* barg potenzielle Schreibpartnerinnen. Zumeist waren es tatsächlich Mädchen. Und ich wollte auch so eine. Ich wollte auch Briefe schreiben und Briefe bekommen. Und *Diddl*-Zettel – ein weiteres Kind meiner Zeit. Und mit *Diddl* kamen auch die Briefpapiergeschenke, bis heute nicht aufgebraucht. Beschrieben liegen wohl die meisten davon irgendwo bei Anna C. Denn die meisten Worte gingen an sie, meine Brieffreundin, seit 2004 bis heute. Das Schreiben ist weniger geworden. Aber nicht digital. Die Briefmarken sind teurer geworden. Die Worte sind mit uns gewachsen. Plötzlich sind wir beide auch erwachsen. Irgendwie. Aber immer noch Brieffreundinnen.

Wenn ich also an mein Schreiben denke, denke ich als erstes ans Briefeschreiben. Das war von Kindheitstagen an mein häufigstes Schreiben. Es hatte damals schon etwas Besonders an sich, wenn es Post für einen gab. Ich glaube, diese Freude an unerwarteten Nachrichten, zwischen all den erwachsenen Umschlägen, die meist eher negative Emotionen hervorrufen, hält bis heute an. Bei vielen. Ein Brief an mich! Eine Karte von XY! Keine Rechnung, keine Mahnung, keine Dinge, die geklärt werden müssen. Beziehungen. Zwischenmenschliches. Und diese Besonderheit in bunten Kuverts oder auf Grußkarten, wollte ich - wollten wir - schon als Kind haben. Also wurden wir initiativ. Wir? Ich bin eineiiger Zwilling. Meine Kindheit ist ein Wir. Briefe wurden an uns geschrieben. Und wenn ich so darüber nachdenke, war es wohl wirklich unsere Wiener Omi, die immer wieder Karten aus dem Urlaub aber auch kurze Briefe an ihre Enkel in Niederösterreich geschickt und damit den Stein ins Rollen gebracht hat. Ihr Geschriebenes bot Anlass selbst zu schreiben. Und dieses Briefeschreiben war ja viel mehr, als ein Blatt Papier mit Worten zu füllen. Zunächst wurde das passende Briefpapier oder eine schöne Karte ausgewählt – das war damals auch ein großartiges Geschenk an mich. Also Briefpapier und Karten. Wie Kinder wohl heute dazu stehen? Auch verschiedenste Briefmarken waren Grund zur Freude. Die Briefe wurden mit Pickerl oder Zeichnungen verziert und personalisiert – das Schreiben stand gar nicht so im Mittelpunkt. Der ganze Prozess wurde zelebriert, aber auch das, was hinter dem Schreiben stand: die Freundinnenschaften, die Beziehungen.

Angesteckt von der omaschen Briefeuphorie haben meine Schwester Anna und ich also begonnen, auch mit Freundinnen aus unserer Klasse Briefe zu schreiben. Die Erinnerungen sind vage, aber ich glaube, dass der Briefwechsel meist von uns ausging. Es lag in der Natur der Sache, dass die Briefe immer an uns beide gerichtet waren „Liebe Anna & Ute“, wir sie auch beide gelesen haben. Geschrieben und geantwortet hat aber immer jeweils nur eine von uns – Arbeitsteilung. Selten haben wir uns gemeinsam einem Brief gewidmet – mit abwechselnden Ab/Sätzen oder ähnlichem. Da stand dann doch die Effizienz im Vordergrund, denn wir hatten mit wirklich vielen Freundinnen Briefverkehr. Viele aus unserem Dorf – wo wir mit selbstgemalten Marken den Brief selbst in den jeweiligen Briefkasten warfen – oder ihn schlichtweg in der Schule übergaben. Hie und da wurde per Post versandt, aber so groß war das kindliche Börserl nicht. Die Briefmarken wurden eher für Geschriebenes an die Oma oder die Brieffreundin verwendet. Und bei der Brieffreundin, da hatte auch wirklich jede von uns beiden ihre eigene, hier wurde nicht geteilt. Inhaltlich jedoch schon. Wir lasen uns lange gegenseitig die empfangenen Briefe und unsere Antworten vor. Je älter wir wurden, desto mehr wurden diese Brieffreundschaften zur Privatsache. Auch meine Schwester steht noch heute im postalischen Kontakt mit ihrer Brieffreundin, aber viel seltener als ich. Das Leben und Erwachsen sein und Termine kommen dazwischen, da ist für etwas wie Briefe schreiben oft selten Zeit - oft selten. Spannend. Viele schreibe ich nicht mehr. Vielen schreibe ich nicht mehr. Meine Wiener Omi ist mittlerweile verstorben. Ihre Worte gibt es immer noch in der Schuhschachtel. Beim Ausräumen ihrer Wohnung haben wir ein paar Briefe gefunden, die wir ihr geschrieben haben. Nicht viele, ein paar. Haben unsere Worte wieder gefunden. Unseren erzählten Alltag. Ich werde das *Uns* nicht los. Solange ich so viel Leben mit meiner Schwester teilte, gab es kaum ein *Ich*. Wir haben geschrieben. Wir haben Post bekommen. An Anna und Ute. All diese Briefe wurden mittlerweile willkürlich aufgeteilt zwischen uns. Irgendwann haben wir sie geteilt – eine Schachtel Worte für dich, eine für mich. Ich habe sie alle aufbewahrt – alle Briefe, die wir je bekommen haben, die ich je bekommen habe. Empfangene Worte. Versandte Worte. *Meine* Worte. Die liegen wo anders. Ich habe Menschen zum Schreiben gebracht und bewahre ihre Worte in Schachteln auf. Zeitkapseln. Und Zeit ist einem Brief inhärent. Es macht ihn aus. Zeit nehmen zum Schreiben, Zeit nehmen zum Versenden, Zeit nehmen zum Lesen. Zeit nehmen zum Wiederlesen. Und dieser Zeitfaktor unterscheidet einen Brief eklatant von SMSen oder mittlerweile WhatsApp-Nachrichten. Und weil ich früh begonnen habe, meine Beziehungen über Briefe zu pflegen, mir die Zeit fürs Schreiben zu nehmen, mich so auszutauschen und von meinem Leben zu berichten, bin ich nie zur großen SMS-Schreiberin geworden. Obwohl dies in meinen Jugendtagen ja eine obligate Fähigkeit war. Viel anspruchsvoller als das heutige Getippe. Ja, eine wahre Tastenschreibkunst, die ich nie so beherrscht habe. Die SMS-Profis meiner Klasse, konnten blitzschnell, ohne hinzuschauen, ihre Nachrichten im Bankfach während der Stunde schreiben. Ich konnte das nie. Dafür habe ich einfach zu wenig SMS geschrieben. Meine Worte waren analog. Das zieht sich auch bis in die heutige Zeit: im Bachelorstudium, aber auch jetzt im Master, wo wieder weitere technische Fortschritte passiert sind, schreibe ich meist händisch mit. Händisches Schreiben fühlt sich für mich persönlicher an. Dann sehe ich meine Handschrift, keine vorgefertigte Schriftart. Außerdem habe ich doch so vieles händisch geschrieben. Es war und ist identitätsstiftend

für mich. Natürlich habe ich auch Briefe am Computer getippt – auch auf der Schreibmaschine – man macht diese technischen Entwicklungen schon mit und ich schreibe sehr gerne maschinell. Ich kann's im 10-Finger-System. Das haben wir in der Hauptschule gelernt. Mit dem aufreibendsten Programm aller Zeiten, dass Tränen und Nerven gekostet hat, weil es dich – ähnlich meinem Lernprogramm für die theoretische Führerscheinprüfung – bei zu vielen Fehlern in deinem Fortschritt wieder zurückgeworfen hat und du alles nochmal erarbeiten musstest. Aber Maschinschreiben habe ich damit ziemlich gut gelernt. Und auch das ist Teil meiner Schreibbiographie, denn so wurde der Grundstein für effektives Tastaturschreiben gelegt. Und damit der Grundstein für das digitale Festhalten meiner Worte. Und diese waren digital eher fiktionaler als brieflicher Natur. Denn Geschichten festhalten ist digital für mich. Geworden. Die erzählerischen Wurzeln wurden kindheitsbedingt anders festgehalten. Manchmal verstehe ich nicht, woher es kam. Dieses Geschichtschreiben. Woher kamen diese Worte? Ich habe lange nicht gerne gelesen und kam als Jüngste in einer achtköpfigen Familie nicht oft zu Wort. Also habe ich mich sehr in meinen Kopf zurückgezogen. Und zugehört. Den anderen. Geschichten aus dem Alltag, Geschichten aus dem Kassettenrecorder, Hörspielen. Inspiriert von dem vielen Gehörten wollte ich wohl auch Geschichten erzählen, in geschriebener Form. Wollten wir. Es war unser gemeinsames Projekt. Das erste Buch entstand, als wir ungefähr zehn Jahre alt waren: Die 13 Freunde. Ein Sammelband von Geschichten einer immer größer werdenden Freundesgruppe. Abwechselnd haben meine Zwillingsschwester und ich handschriftlich in ein Pferdenotizbuch mit Ringbindung verschiedene Anekdoten der 13 Freunde geschrieben, zu jedem Kind eine eigene, aber auch gemeinsame Abenteuer, inspiriert von Hörbüchern wie *Bibi Blocksberg* und Co, und vorgelesenen Geschichten von Astrid Lindgren oder Ottfried Preußler oder Enid Blyton. Die Illustrationen dazu wurden auch selbst gezeichnet. Über einen halben zweiten Band ging das Durchhaltevermögen für dieses Buch nicht hinaus. Andere Dinge verdrängten unser Schreibprojekt. Schon damals zeigte sich eine gewisse Unstetigkeit meinen eigenen Ideen gegenüber, die bis heute anhält. Viele, viele Dinge wurden begonnen, teilweise fertiggemacht, teilweise nie wieder angerührt. Geschrieben wurde aber weiterhin gemeinsam an vielen anderen Projekten – meist in spielerischen Kontexten: Hexenbücher, Zeitungen, Fotostories, Comics, ein Hörspiel und später, als das 10-Finger-System saß, am Computer ein Langzeitprojekt: ein Theaterstück. Weil warum nicht, wenn man auch selbst spielte, konnte man auch selbst schreiben. Auch hieran arbeiteten Anna und ich immer als Co-Autorinnen abwechselnd. Was auch den Schreibprozess sehr spannend machte, weil wir uns nie abgesprochen haben, wie es weitergeht. Ich habe geschrieben, aufgehört, Anna hat es gelesen und weitergeschrieben. Blättere ich durch all diese schriftlichen Kindheitserzeugnisse sind sie inhaltlich und konzeptionell größtenteils nicht wirklich originär. Vieles wurde abgekupfert von allen medialen Einflüssen, unter denen wir standen. Nicht eins zu eins. Aber Konzepte: sei es *Sailor Moon* oder *Bibi Blocksberg*, *Hanni und Nanni* oder *Das magische Baumhaus*. *Charmed*, *Die Simpsons* oder eine dieser Hotelkomödien, die wir mit unserer Jugendgruppe auf die Bühne gebracht haben. Intermedialität würde das die Literaturwissenschaftlerin in mir nennen, die auch meint zu wissen, dass es in der Szene die Auffassung gibt, dass alle Geschichten nur wiedererzählte Geschichten einer großen Urgeschichte sind. All diese kleinen Produkte, diese Haufen an geschriebenen Worten, sind Teil meiner Schreibbiographie.

Beim Suchen bin ich auf so viel längst Vergessenes gestoßen. Die 13 Freunde waren sicher ein Meilenstein, schließlich war es das erste Buch. Auch das Theaterstück. Aber eigentlich lag der Schwerpunkt meines präadoleszenten Schreibens im schulischen Schreiben. Hier durfte ich glänzen. Hier habe ich gern und viel geschrieben. Und dies auch bestätigt bekommen. Meine Texte wurden durch alle Schulstufen hindurch beispielgebend vorgelesen. Dies war in der Oberstufe so oft der Fall, dass es mir aufgrund der Reaktion meiner Klassenkolleginnen zunehmend unangenehmer wurde und ich das Gefühl hatte, zu viel Raum einzunehmen, mich als etwas Besseres zu fühlen. Dieses Mindset hat nie meinen Kopf verlassen. Bis heute schaffe ich es nicht, hinter meinen eigenen geschriebenen Texten selbstbewusst zu stehen.

Wieder ihre
wieder Ute
wieder zuhören
wieder Röte
ja ich freue
mich
doch ich zeig
es nicht
denn schon wieder
ich
sie können's
nicht mehr
hören.

Schreiben als Ausgrenzung. Als Abgrenzung. Ich war stolz auf mich, wenn Frau Professor König meine Texte vorlas – meine und Monis. Das genervte Raunen durch die Klasse hinterließ aber auch Spuren. Lob kam auch - dann und wann - von den anderen, aber das Gefühl sie damit zu verärgern, war viel dominanter. Umgekehrt wäre es mir wahrscheinlich auch so gegangen. Heute hinterfrage ich auch diesen methodischen Zugang im Deutschunterricht. Auch wegen meines ersten Masterjahres in Klagenfurt. Denn jede:r hat eine eigene erzählerische Stimme, mit ihren Besonderheiten. Es gibt vielfältige Schreibstile, die einen inspirieren können. Aber Geschmack ist bekanntlich subjektiv. Frau Professor König schmeckte, was ich schrieb. Gut für mich und meine Schreibbiographie. Denn ihre Worte, ihr Vertrauen in mein Schreiben, haben mich nachhaltig geprägt. Als wir uns bei einem Klassentreffen unterhalten haben und ich ihr erzählt habe, dass ich Vergleichende Literaturwissenschaften im Bachelor studiere, war ihre Reaktion: „Warum nur lesen. Du musst selbst schreiben!“ So deutlich hat mir noch nie jemand zu verstehen gegeben, dass ich schreiben kann. Dass ich mir und meinem Können vertrauen kann. Und dieser Sager hallt für immer in meinem Kopf nach, zieht sich zurück in Zeiten der Schreibpausen, wenn andere Dinge wichtiger sind, ist aber trotzdem noch da. Und bestärkt mich jetzt und hier mehr denn je, wenn ich sitze und schreibe. Mich wieder meinen Worten widme. Und wenn

ich irgendwann – hoffentlich – im größeren Rahmen meine Worte teilen kann, widme ich sie Frau Elisabeth König.

Einer anderen Person verdanke ich ein spezielles Schreibkapitel: Die Poetry-Slam-Phase der Ute B., dank Michaela S. Michi hat von dem Workshop gelesen und mir davon erzählt. Sie glaubt, das könnte mir gefallen. Und so kam ein Stein ins Rollen, für ein paar Jahre. Davor habe ich nie wirklich lyrisch geschrieben, höchstens Lyrics. Für unsere Schulband. Wieder ein anderes Schreiben. Und das zumeist auf Englisch. Und nur drei Songs. Ich habe aber rasch großen Gefallen daran gefunden, der - typisch ich - irgendwann auch wieder vorüberging. Wo ich viel zu sporadisch Notizbücher hergenommen habe, um die passenden Worte zu finden. Poetry Slam war für mich analog, alle Texte wurden zwischen zwei Buchdeckeln festgehalten.

Sammelsurium an Ideen

Sammelplatz für Einfälle

Kollektion der Wörter

Friedhof von Unvollendeten

Zeitkapsel

Wortkapsel

Requisit und Werkzeug

Potential für alles

oder nichts

Festhalten

kurz

lang

für mich

für jetzt

für später

Und ich finde, ich war gut. Ich bekam Feedback, dass es gut war. Ich gewann – ein Mal. Ich trat ein paar Mal auf. Sogar zufällig in Deutschland. Ich mochte es, auf der Bühne zu stehen. Auch performativ den Worten Leben einzuhauchen. Ich mochte es, in Präzisionsarbeit verschachtelte Reimtexte zu formulieren, wo das Versmaß passte. Ich bin sehr penibel beim Versmaß. Das muss stimmen. Reime müssen stimmen. Kein Bein auf Keim – was Besseres fällt mir jetzt nicht ein. LOL. Nein. Ok, ich hör schon auf. Aber der Reim musste stimmen – Reim-Keim. Als ich an meinen Poetry-Slam-Texten saß, habe ich erstmals bemerkt, wie schwer mir manchmal auch das Schreiben fällt. Weil ich mir so oft selbst im Weg stehe. Weil ich eine unglaubliche Perfektionistin und Idealistin bin. Außerdem habe ich aus dieser Zeit die Prämisse mitgenommen, immer auch eine Botschaft in meinen Texten haben zu wollen. Und diese Prämisse scheint für Poetry-Slams essenziell, man muss ja was zu sagen haben. Alle hatten was zu sagen, zu kritisieren, hinzuweisen, zu politisieren. Man stand ja auf einer Bühne! Humor geht natürlich auch, aber das habe ich mir tatsächlich nie

zugetraut (obwohl ich finde, dass ich sehr lustig bin). Dann doch eher wortspielerisch schreiben. Das liebe ich ja. Wortspiele. Vielleicht weil ich Ute heiße. Ein Name prädestiniert für Wortspiele. Was ich aber eigentlich sagen wollte ist, dass ich mittlerweile weiß, dass diese Prämisse nicht immer erfüllt werden muss. Dass ein Text nicht immer politisch sein muss. Sein kann. Und gleichzeitig letztlich oft ist, ohne dass man sich selbst darüber den Kopf zu sehr zerbrechen muss. Denn in weiterer Folge hat mich dieser Idealismus bis heute sehr blockiert um „in die Länge zu kommen“, Romanprojekte zu starten. Weil ganz am Anfang immer wieder die Frage nach dem Was und dessen Mehrwert steht. Stand. Langsam schaffe ich es, mich davon zu distanzieren und mir ein Schreiben zu ermöglichen, dessen größter Mehrwert zunächst ist, dass ich einfach eine Geschichte erzähle. Und das reicht auch. Doch Geschichten brauchen Anfang und Ende. Und ich habe meist nur angefangen. Ohne Ende. Ende der Geschichte im Kopf und Ende des Schreibprojekts. Meine Romanprojekte werden auch jetzt wohl nicht mehr auferstehen. Zu viel Zeit ist vergangen, seit den ersten Worten. Zu viel hat sich geändert und verändert und ein Ende war sowieso nie in Sicht. Dann lieber Kurzgeschichten. Für Wettbewerbe. Mit Vorgaben, Rahmen, Stichwörtern, Anstößen – ja, wie in der Schule ein bisschen. Da schreibt es sich besser für mich. Ich fühle mich wohl in Kurzgeschichten. Pointiert und auszugsweise zu erzählen. Ausschnitte zu zeigen. Kleine Einheiten zu erschaffen. Wie Briefe? Aber eigentlich wieder ganz anders. Vielleicht sollte ich einen Briefroman schreiben? Denn eigentlich will ich in die Länge. So wie jede Person, die gern schreibt. Einen Roman. Einen Traum. Mehr sagen, mehr erzählen, mehr schreiben – aber was? Wie schreiben ohne ein was? Wie die Worte dafür finden. Vielleicht mit dem richtigen Rahmen. Vielleicht mit einem Studium, das beinahe schicksalhaft auf der leidigen Suche nach Veränderung im Google Verlauf aufplopt. Und mich meine alte Passion ausgraben lässt. Die während der letzten Jahre vollends in Vergessenheit geraten ist. Denn nach den Slams kam nicht mehr viel. Das einzige Schreiben war universitär. Und das war nicht meine Sprache. Nicht mein Vokabular, nicht mein Ton. Es hat sich einengend und gekünstelt angefühlt. Und dann war BA da. Und auch eine Pause. Und geschrieben wurden Vorbereitungen und E-Mails, Reflexionen und Entwicklungsbögen für Eltern, für den Beruf. Bewerbungsschreiben, Motivationsschreiben, E-Mails schreiben, Einkaufslisten schreiben, der Hausverwaltung schreiben, dem Vermieter schreiben, dem Installateur, willhaben Anfragen schreiben, Notizen schreiben, WhatsApp Nachrichten dann und wann doch schreiben, leidige Dating-App-Anschreiben schreiben, Kennenlernschreiben, Postkarten schreiben, Briefe schreiben, zwei drei Texte für den Wortlaut schreiben, Lieder schreiben, originelle Post Captions schreiben, unterschreiben. Auf- und abschreiben. Ein Auf und Ab des Schreibens. Und jetzt stehe ich vor einem ganz neuen Kapitel meiner Schreibgeschichte, um mir nochmal eine Chance zu geben. Worte zu suchen und zu finden und zu hören und zu lernen und zu reflektieren und zu lesen, vor allem zu lesen. Ich habe viel zu wenig meine eigenen Worte gelesen. Ich habe geschrieben und fort waren sie. Wie Briefe. Aber lesen ist auch schreiben. Denn schreiben ohne lesen ist sinnlos. Und die richtigen Worte findet man oft erst beim Lesen und nicht beim Schreiben. Früher habe ich einfach geschrieben und erledigt. Was ich aus einem Jahr Master Kreatives Schreiben und Schreibkulturen in Klagenfurt mitnehme ist Zeit, Zeit und Lesen und Austausch – für den Text. Die Wörter gehören zunächst mir. Sie fließen. Sie sind nicht perfekt. Ich bin nicht perfekt. Aber perfektionistisch.

Und mein Ton, mein Stil mein Schreiben profitiert von der Arbeit am Text für den Text. Und ich schreibe für mich. Ich lese für mich. Und irgendwann schicke ich dir Wörter vielleicht hinaus in die Welt. Diesmal nicht in einem Metallschlund. Gerne in einem Papiereinband. Das wärs doch.

Liebe Ute,

schreib!

Deine Ute